

7]

Smetje der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

9. Was Smetje tat, da er sein Geheimnis wahren wollte.

Die Frau hatte kein Wort von dem vernommen, was die himmlischen Reisenden ihrem Manne gesagt hatten, und so war sie gar verwundert, da sie die Gebärden und Reden des guten Schmiedes sah und hörte. Aber nachdem die allmächtigen Herrschaften von dannen gegangen waren, war sie noch weit mehr verdukt, wie Smetje anhub zu lachen, sich die Hände zu reiben und danach auf sie zukam, ihr auf den Bauch klopfte, sie nach rechts und links schwenkte und mit triumphierender Stimme sagte: „Es kann sich zutragen, daß ich nicht brenne, daß ich nicht siede, daß ich nicht gefressen werde; bist Du nicht froh darob?“

„Wehe,“ sprach sie, „ich verstehe nichts von Deinem Ge- rede, Mann; bist Du auch nicht toll?“

„Weib,“ sagte Smetje, „Du mußt mich nicht so kläglich anstaren, das ist nicht an der Zeit. Siehst Du nicht, wie wohl mir ist? Denn mir ist eine Last von den Schultern genommen, schwerer denn der Belfried; ich meine unsern Belfried mit dem Drachen darauf, welcher denen von Brügge weggenommen worden. Ich werde nicht gefressen werden. Bei Artevelde! Die Beine zittern mir bei dem Gedanken. Ich tanze. Willst Du nicht also tun? Psui über die Grüblerin, welche Trübsal bläst, dieweil ihr Ehemann fröhlich ist. Küsse mich, Weib, küsse mich, Schägelein wegen meines Gewinnes. Das mußt Du, denn anstatt der Verzweiflung hab ich schöne, gute, feste Hoffnung. Sie gedachten mich in alle Brühen zu tunken und von meinem Leib fetten Schmans zu holten. Ich werde sie alle zum Besten haben. Laß uns tanzen!“

„Ach Smetje,“ sagte die Frau, „Du mußt Dich purgieren, Mann; man sagt, das sei ein Mittel wider die Tollheit.“

„Du sprichst unbedacht,“ sagte er und klopfte ihr mit großer Herzlichkeit und Sanftmut auf die Schulter.

„Siehe,“ sprach sie, „den trefflichen Arzt, welcher mir Vernunft predigt! Aber warest Du toll oder weise, Smetje, da Du vor diesen Bettlern, die uns hier ihre Läuse liehen, den Gut abnahnst und mir, Deinem Weibe, einen Esel zu hüten gabst. Da Du ihre Körbe mit unserem besten Brot, Schinken und Braambier fülltest, vor ihnen auf die Knie sieleest, um gesegnet zu werden, und das Maul vollnahnst, um sie gleich Erzherzögen mit Euer Gnaden, Herrin und Herr zu traktieren?“

Bei dieser Rede ward Smetje offenbar, daß die hohen Reisenden sich nur ihm hatten offenbaren wollen.

„Weib,“ sprach er, „Du mußt mich nicht mehr ausfragen. Sintemalen ich Dir von dieser geheimen Sache, die zu begreifen Dir nicht gegeben ist, nichts erzählen darf.“

„Ach,“ sprach sie, „es ist also schlimmer denn Tollheit, es ist Geheimnis. Du tust nicht wohl, Dich so vor mir zu ver- behlen, Smetje. Ich habe hier allezeit in Treue mit Dir gelebt, Deine Ehre gewahrt, mit Deinem Gute hausgehalten, habe nimmer ausgeliehen noch geborgt und meine Zunge in Gesellschaft der Gevatterinnen gehüet, alle Geheimnisse für mich behalten und keinem ein Wörtlein verraten.“

„Ich weiß es,“ sprach Smetje, „Du bist immer ein braves und gutes Weib gewesen.“

„Wie,“ fragte sie, „das weißt Du und hast kein Zutrauen mehr zu mir? Ach, Mann, das schmerzt mich; sag mir das Geheimnis, ich werde es zu hüten wissen, das versichere ich Dir.“

„Weib,“ sprach er, „wenn Du nichts weißt, kannst Du noch leichter schweigen.“

„Smetje, willst Du mir wahrhaftig nichts sagen?“

„Ich kann es nicht,“ antwortete er.

„Wehe,“ sagte sie.

Judeffen kamen die Gesellen zurück und Smetje gab einem jeden einen schönen Dukaten zum Trinkgeld.

Darob waren sie so froh und üppig, daß drei Tage lang keiner die Nase in die Schmiede steckte, ohne allein ein alter Mann, welcher zu sieh, lendenlahm, schweratmig und unsiet

auf den Beinen war, um in der Leye zu schwimmen und sich hernach den Bauch im hohen Gras zu trocknen, beim Klang von Lauten, Sackpfeifen und Schalmeyen auf dem Anger zu tanzen, in den Schenken die Krüge zu leeren und bei der Nacht zu bechern.

10. Vom Eintritt.

Nun aber war der Tag herbeigekommen, da der gute Schmied dem Teufel sein Seele lassen sollte, denn das siebente Jahr war abgelaufen und man war in der Zeit der reifen Zwetschen.

Bei sinkender Nacht, da etliche Gesellen für die Herren Refolleten*) ein Gitter schmiedeten, das am Abend fertig sein sollte, und deswegen bei Smetje ausblieben, trat ein garstiger Limmel in die Schmiede. Er hatte weißes, schmutziges Haar, einen Strid um den Hals, ein offenes Maul, steckte die Zunge heraus und trug einen schlechten Rinnenfittel, wie der Knecht eines Herrn, der um sein Vermögen gekommen.

Befagter Limmel trat behend auf Smetje zu, ohne daß man ihn hätte gehen hören, und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Smetje,“ sagte er, „hast Du Dein Bündel geschnürt?“

Solches hörend, drehte der Schmied sich um: „Schnü- ren?“ sagte er, „und was schiert Dich diese Schnürerei, Herr Stahlkopf?“

„Smetje,“ entgegnete der Knecht in animum Tone, „bist Du nicht Deines erneuten Glückes eingedenk, noch des Guten, das man Dir erweisen, noch dieses schwarzen Papiers?“

„Ja, ja,“ sprach Smetje und nahm demütiglich seinen Gut ab, „ich bin dessen eingedenk; entschuldigt mich, Herr, ich erkannte Euer lieblich Antlitz nicht wieder. Würde es Euch belieben, in meine Küche zu gehen, um allda ein Stüd fetten Schinzens zu knabbern, einen Krug Braambier zu schlürfen und eine Flasche zu trinken? Wir haben dazu Zeit genug, denn die sieben Jahre sind noch nicht voll, es fehlen noch zwei Stunden daran.“

„Du lägst nicht,“ sprach der Teufel, „laß uns also in Deine Küche gehen.“

Und sie gingen hin und setzten sich an den Tisch.

Da die Frau sie eintreten sah, war sie gar sehr erlaut, und Smetje sagte zu ihr: „Bring uns Wein, Braambier, Schinken, Würste, Brot, Kuchen und Käse und von allem das Beste, was im Hause ist.“

„Aber, Smetje,“ sagte sie, „Du mißbrauchst die Güter, so Gott Dir gab. Es ist billig, armen Leuten beizustehen, aber nicht, für den einen mehr zu tun, denn für den andern. Bettler ist Bettler, einer ist wie der andere.“

„Bettler!“ schrie der Teufel, „das bin ich nicht und war es nie. Tod den Geusen! An den Galgen mit den Geusen!“

„Edler Herr,“ sprach Smetje, „geruhet Euch nicht so über sie zu erzürnen, die Euch gar nicht kennt. Weib! blick unsern Gast wohl an und betrachte ihn mit großer Aufmerksamkeit und noch größerer Achtung; so kannst Du hernach Deinen Gevatterinnen erzählen, daß Du Herrn Jakob Sessels gesehen, den größten Keberschlachter, der jemals war. Sa, Weib, er verfuhr nicht säuntiglich mit ihnen und ließ ihrer so viel henken, brennen und in unterschiedlicher Art foltern, daß er im Blut all dieser Toten hundertfach ersaufen könnte. Geh, Weib, hol ihm zu essen und zu trinken.“

Die Frau ging, kam alsbald zurück und deckte den Tisch.

Judeffen er sich vollfrak, sagte Smetje: „Sa, edler Herr, ich erkannte Euch also gleich an Eurer unvergleichlichen Art zu sagen: „An den Galgen!“ und auch an diesem Strid, welcher Euer Leben so verräterisch endete. Denn unser Herr hat gesagt: „Wer den Strid liebt, soll durch den Strid umkommen.“ Messire Ryhove war gar falsch und schlecht gegen Euch, denn außer dem Leben nahm er Euch den Bart, welcher schön war. Sa, das war eine schändliche Tat, einen guten Ratsherrn wie Ihr zu jener Zeit waret, so zu behandeln, wo Ihr so geruhig und friedlich im Blutrat schliefet, will sagen im Rat des Aufrubrs, mit Respekt zu reden, und nur auf- wachtet, um zu sagen: „An den Galgen!“ und hernach wieder einschließet.“

*) Franziskaner der strengsten Objervanz.

„Na,“ sprach der Teufel, „das war dochmal gute Zeit.“
 „Wahrlich, edler Herr,“ sagte Smetje, „das war für Euch die Zeit der Macht und des Reichthums. Da, wir danken Euch viel: die Steuer des Rehten, die Ihr Kaiser Karl einblieset; die Verhaftung der edlen Herren van Egmont und van Hoorn, von Eurer schönen Hand geschrieben. Und mehr denn zwanzig Hundert Personen, so durch Feuer, Schwert und Strid umkamen.“

„Ach weiß ihre Zahl nicht,“ sprach der Teufel, „aber sie ist groß. Gib mir von dieser Wurst, Smetje, sie ist trefflich.“

„Ja,“ entgegnete der Schmied, „nicht trefflich genug für Eure Herrlichkeit; aber Ihr trinket nicht. Leert diesen Schoppen, es ist Doppelbraumbier.“

„Schmied,“ sprach der Teufel, „es ist trefflich, aber ich habe noch besseres in der Serberge von Pierkins getrunken, an dem Tage, da auf dem Markte fünf reformierte Mägdlein mittammen verbrannt wurden. Jenes schäumte mehr. — Indessen wir tranken, hörten wir besagte Mägdlein inmitten des Feuers Walmen singen. — Da, wir rechten wacker an dem Tage! — Aber stelle Dir die große Verderbtheit dieser Jungfrauen vor, welche noch ganz jung und so verhärtet in ihren Sünden waren, daß sie ihre Choräle sangen, nicht klagten, im Feuer lächelten und Gott auf Aegerart anriefen. Schenk ein, Smetje.“

„Aber,“ fragte Smetje, „König Philipp heischte doch Eure Heiligpredchung in Rom, wahren Ihr Spanen und dem Papst so wohl gedienet hattet. Warum denn seid Ihr nicht im Paradiese, Herr?“

(Fortf. folgt.)

Von der Petroleumlampe.

Trotz der gewaltigen Entwicklung der elektrischen Beleuchtung und trotz der immer stärker zunehmenden Benutzung des Gaslichts und seiner andauernden Verbesserung und Verbilligung hält sich die gute alte Petroleumlampe noch immer am Markte. Innere Vorzüge dürften es kaum sein, die die Petroleumbeleuchtung die Konkurrenz des Gaslichts noch immer überleben lassen, wenigstens in der Großstadt nicht. In kleineren Orten, denen ein Elektrizitäts- oder Gaswerk fehlt, ist es verständlich, daß das Petroleum die alte Oelbeleuchtung siegreich aus dem Felde geschlagen hat und sich anderen Neuerungen gegenüber auch siegreich behauptet; aber in der Großstadt, speziell in Berlin und seinen Vororten, liegt der Grund doch wohl zum Teil in der Rückschlächtigkeit einiger alten Häuser, denen speziell in den Hinter- und Luergebäuden der Anschluß an die Gasleitung fehlt, und zum größeren Teil in der schweren geistigen Beweglichkeit der Menschen, in diesem Falle speziell der Hausfrauen. Doch ist das keineswegs ein Vorwurf gegen das weibliche Geschlecht allein. Wie in der unbelebten Natur so herrscht eben überall im geistigen Leben auch ein Trägheitsprinzip, das schon oft bewirkt hat, daß große neue Ideen, die fruchtbar für den Fortschritt der Wissenschaft waren, Jahrzehnte gebraucht haben, um sich gegen den Widerstand des alten und gegen die überkommenen Teufelgewohnheiten durchzusetzen. Ich will nur auf das die gesamte Physik beherrschende Gesetz von der Erhaltung der Energie hinweisen.

Aber schließlich muß das, was am Neuen gut ist, sich doch Bahn brechen. Daß das Gaslicht dem Petroleum überlegen ist, kann nicht bezweifelt werden. Zunächst im Preise und in der Lichtfülle. Eine gewöhnliche Petroleumlampe dürfte gut gerechnet einen Liter Petroleum in 12 Stunden verzehren. Da der Liter 2 Pf. kostet, so entfällt auf die Brennstunde ein Preis von nicht ganz 2 Pf., genauer 1,8 Pf. Dabei gibt die gebräuchliche Lampe eine Helligkeit von 16 bis höchstens 20 Kerzen. Ein guter Brenner für hängendes Gasglühlicht verbraucht in der Stunde Gas für gerade die Hälfte dieser Kosten, für 0,9 Pf., und gibt die dreifache Helligkeit, nämlich die von 50 Kerzen. Bei dem gewöhnlichen stehenden Glühlichtbrenner ist die Ersparnis nicht ganz so groß, aber doch immer noch bedeutend genug; hier dürfte sich die Brennstunde auf 1,2 bis 1,4 Pf. stellen. Durch die Einrichtung von Gasautomaten, den sogenannten Ringgasmessern, ist es auch ermöglicht, das Gas zechnpfeinigerweise aus den Gasleitungen abzapfen, so daß auch der kleine Mann sich den Luxus der Gasbeleuchtung leisten kann. Aber trotzdem auch noch die vorteilhafte Verwendung des Gases zum Kochen hinzukommt, ist die Petroleumlampe immer noch weit verbreitet zur Beleuchtung, und es ist deshalb nicht überflüssig, ihrer Behandlung einige Aufmerksamkeit zu schenken — lesen wir doch leider immer wieder von Zeit zu Zeit, daß bei der Verwendung von Petroleumlampen gefährliche Explosionen sich ereignet haben.

Die gewöhnlichen Petroleumlampen sind sog. Rundbrenner, bei denen der Docht sich in einem zylindrischen Kanal bewegt, der am unteren Ende etwas weiter ist als am oberen. Daneben kommen auch Flachbrenner vor, in denen der Dochtkanal den Docht in seiner ganzen Breite aufnimmt, und weiter wohl auch, wenn auch seltener, die Mirailleusenbrenner, die eine ganze Reihe gesonderter

Dochtkanäle haben, in deren jedem sich ein besonderer Docht befindet. Man muß nun streng darauf achten, daß der Docht den Dochtkanal eng anschließend ganz ausfüllt. Das Brennen der Lampe kommt ja dadurch zustande, daß der Docht das Petroleum aus dem Bassin, in das er hinein ragt, aufsaugt, so daß er bis zum oberen Ende mit Petroleum getränkt ist; durch das Anzünden wird so viel Wärme erzeugt, daß das Petroleum am oberen Ende des Dochtes verdampft, und diese Dämpfe sind es, die mit einer Flamme brennen, durch deren Wärme immer wieder neues Petroleum zur weiteren Verdampfung und Verbrennung gebracht wird.

Aber auch in dem Bassin verdampft stets etwas Petroleum von der Flüssigkeitsoberfläche aus, und dort mischen sich die Petroleumdämpfe mit der daselbst befindlichen Luft. Ein solches Gemisch von Petroleumdampf und Luft ist aber ein sehr gefährliches explosibles Gasgemenge, so daß das Bassin einer Petroleumlampe recht wohl mit einem Pulverfaß verglichen werden kann, bei dem ein hineinfallender Funke genügt, um eine furchtbare Explosion hervorzurufen. Eine brennende Petroleumlampe gar ist ein Pulverfaß oder doch ein Pulverfäßchen, auf dem sich eine Flamme befindet. Da wird man sorgfältig das Pulver vor der Verührung mit der Flamme schützen müssen, wenn man Unglücksfälle vermeiden will. Deshalb muß das Bassin sorgfältig vor der Verührung mit der Flamme bewahrt werden. In jeder gut konstruierten Lampe ist es auch vollständig von der Außenwelt abgeschlossen — bis auf die Verbindung durch den Dochtkanal. Der in die Außenwelt hineinragende Docht muß mit seinem anderen Ende in das Petroleum tauchen, der Dochtkanal muß also sowohl in das Bassin als in die äußere Luft führen. Ist nun dieser Weg durch den Docht nicht gut verschlossen, so wird das explosible Dampf-Luftgemisch aus dem Bassin nach oben steigen und sich an der Flamme entzünden können. Sofort tritt dann die Explosion ein, die sich rückwärts in das Bassin fortplanzt und zu recht schweren Unfällen Veranlassung geben kann. Ist aber der Dochtkanal durch den Docht gut verschlossen, so kann die Lampe stundenlang ruhig brennen, ohne daß ein Aufsteigen des Dampf-Luftgemisches und eine Explosion zu befürchten ist.

Wohl aber kann es vorkommen und kommt leider zuweilen vor, daß man das Bassin, wenn sein Petroleumvorrat fast aufgebraucht ist, noch während die Lampe brennt, zum Nachfüllen öffnet. Sieht man nun Petroleum in den Behälter, so werden die in ihm enthaltenen Dämpfe herausgedrängt und explodieren, sobald sie mit der Flamme in Verührung kommen. Ein derartiges Umgehen mit einer brennenden Petroleumlampe ist ein sträflicher Leichtsin, vor dem nicht genug gewarnt werden kann. Es ist gerade so, als wenn man ein Pulverfaß, auf dem eine Flamme brennt, öffnet und Pulver mutwillig in die Flamme streuen wollte. Leider kommen immer noch derartige Explosionen vor. Das Hauptkontingent der Explosionen von Petroleumlampen dürfte allerdings in anderen Umständen zu suchen sein; denn die meisten derartigen Explosionen ereignen sich beim oder unmittelbar nach dem Auslösen der Lampe.

Für das Auslösen ist vielfach das sogenannte Ausdrehen der Lampe in Gebrauch. Die Frauen meinen, man müsse den Docht herunterdrehen, um so die Flamme zu ersticken. Nun ist das Erstickten einer Flamme, das heißt die Abschneidung der zum Brennen notwendigen Luftzufuhr in der Tat das bequemste und gefahrloseste Mittel, eine Flamme zum Verlöschen zu bringen. Sehr empfehlenswert ist daher bei Petroleumlampen eine Vorrichtung, durch die mittels Herabziehens einer Schnur federnde Klappen sich um den Docht legen, ihn so von der äußeren Luft abdecken und die Flamme augenblicklich zum Verlöschen bringen. Doch sind derartige Auslöschvorrichtungen nur sehr selten an den Lampen angebracht. Durch das Hinabschrauben des Dochtes aber wird die Flamme keineswegs erstickt. Sie wird zum Verlöschen gebracht, weil der Docht so tief heruntergeschraubt wird, daß er an kältere Stellen gelangt, so daß die Verdampfung des in ihm aufgesaugten Petroleums aufhört, der Flamme also die Zufuhr an Brennstoffen entzogen wird. Aber das Verlöschen tritt niemals plötzlich ein, denn in der Regel ist die Temperatur an der tieferen Stelle, zu der der Docht herabgeschraubt wird, nicht so niedrig, daß die Verdampfung des Petroleums völlig aufhört, sie wird nur verlangsamt, so daß eine kleine Dampfmenge doch noch in die Höhe steigt und am Rande als kleines blaues Flämmchen weiter brennt. Auch werden beim Herabschrauben die kohligen Teilsden, die sich während des Brennens am oberen Rande des Dochtes gebildet haben, als Säugring am oberen Rande des Dochtkanals vom Dochte abgestreift, und diese mit Petroleum getränkten Kohleteilsden brennen ebenfalls noch eine Zeitlang weiter. Die Wärme, die von diesem Flämmchen erzeugt wird, kann so groß sein, daß sie ausreicht, eine wenn auch geringe Verdampfung des Petroleums im oberen Dochte zu unterhalten, so daß eine herabgeschraubte Lampe zuweilen noch stundenlang weiter säuwelt. Meistens freilich wird die Verdampfung sehr bald unmerklich, und das Flämmchen erlischt von selbst.

Bei den überaus verbreiteten Rundbrennern ist nun dieses Herabschrauben des Dochtes keineswegs ungefährlich. Der Dochtkanal erweitert sich ja nach unten, und die Dochenden, die sich eben völlig zu einem Kreise zuammenschließen, müssen beim Herabschrauben auseinander weichen und geben dem explosiblen Gemische in dem Bassin dadurch einen Weg nach oben frei. Es kommt hinzu, daß der weiter in das Bassin hinabgeschraubte Docht dort den Raum für das Gas-Luftgemisch verkleinert und dieses gefährliche Stoff

geradezu nach oben drängt, wo er mit dem kleinen Flämmchen in Berührung und dadurch zur Explosion kommen kann. Bei einem Flach- oder Mitrailleur-Brenner ist diese Gefahr nicht ganz so groß, weil hier der Docht den Dochtkanal überall ebenso gut verschließt wie am oberen Rande. Bei den gebräuchlichen Mundbrennern aber ist das Auslösen durch Herabschrauben des Dochtes stets gefährlich und sollte daher unter allen Umständen vermieden werden.

Viel sicherer führt zum Verlöschen der Flamme das Ausblasen, von dem viele Frauen ein „Zurückschlagen der Flamme“ nach unten befürchten. Es empfiehlt sich auch keineswegs direkt von oben in die Flamme zu blasen, weil man ja dadurch Luft zuführen könnte, sondern es genügt ein feines Blasen schräg gegen den oberen Rand des Zylinders, wenn es nur so stark ist, daß der Luftstrom im Zylinder sich umkehrt. Dann werden ja die Verbrennungsgase (Kohlenäure und Wasserdampf) am weiteren Aufsteigen verhindert und die Flamme wird in ihren eigenen Verbrennungsgasen erstickt. Sehr praktisch sind Zylinder mit abgeschrägtem oberem Rand. Man kann dann bequem ganz horizontal gegen den höheren Wandteil blasen und die Flamme dadurch in einfachster und gefahrlosester Weise zum Verlöschen bringen.

Unsere gute alte Petroleumlampe, zu der noch eine gewisse persönliche Beziehung besteht, die bei den moderneren, glanzvolleren Beleuchtungsmethoden und Beleuchtungskörpern gar nicht mehr aufkommen kann, verwandelt sich als nur dann aus einem lieben Fremden in einen gefährlichen Gesellen, wenn man sie unsachgemäß behandelt. Aber die Mühsicht sachgemäßen Umgehens darf alles von uns mit Recht verlangen — sowohl Menschen wie Dinge.

B. Vorhard.

Von amerikanischen Millionären.

Aus Tagebuchblättern von Albert Sidelum.

Der Traum des Millionärs.

Wir alle haben wohl schon im Leben einen jener unglückseligen Erfinder getroffen, die klug behaupten, eine epochenmachende Neuerung erfunden zu haben, deren Verwendung nur leider an dem Unverstand und der Töde anderer Menschen scheitert. Nun ist es ja unter der Herrschaft des Kapitalismus in der Tat so, daß auch gute Gedanken nur dann ausgeführt werden, wenn sie reichlich Unternehmerrgewinn abzuwerfen versprechen; mancher geniale Mann ist an der Unzulänglichkeit einer „Ordnung“ gescheitert, die nicht durch das allgemeine Wohl, sondern nur durch das private Geldinteresse bestimmt wird. Aber man darf auch nicht übersehen, wie weit verbreitet der Irrtum ist, irgendein guter Einfall allein genüge schon zu einem geschäftlichen Erfolge. Wer so denkt, vernimmt die Bedeutung der geschäftlichen Organisationsarbeit, die eine wertvolle Idee erst in die Wirklichkeit überführen kann. Ob wir uns auf dem Gebiete der Volkswirtschaft bewegen oder auf dem der staatlichen und gemeindlichen Verwaltungstätigkeit; eine geschäftliche Idee, ein Gesetz, eine Verwaltungsvoorschrift sind nichts, sind tote Buchstaben, solange sie nicht in die Tat umgesetzt werden. Auf diese Umsetzung kommt es an, und in ihr liegen die Schwierigkeiten. Soweit diese Schwierigkeiten mit der Sache selbst zusammenhängen, werden sie unter jedem ökonomischen und gesellschaftlichen System vorhanden sein, unter einem sozialistischen nicht minder als unter dem heutigen. Es ist auch nichts dagegen zu sagen, daß ihre Ueberwindung ihren Lohn finden sollte. Nur nimmt heutzutage dieser „Lohn“ in vielen Fällen dank der Kapitalmacht und mit Hilfe der Gesetzgebung den Charakter einer monopolistischen Ausbeutung der Konsumenten an.

Ich sprach in meinem letzten Aufsatz von den großen geschäftlichen Erfolgen des „arbeitersfreundlichen“, aber gewerkschaftsfeindlichen Automobilfabrikanten Ford in Detroit. Diese Erfolge, die selbst für amerikanische Verhältnisse ungewöhnlich groß sind, beruhen in der Hauptsache auf einer großartigen Organisationstechnik. Der tatkräftige Unternehmer möchte es dahin bringen, daß, wie das Schlagwort in den Anpreisungen lautet, „Jedermann in Amerika, der ein Automobil braucht, auch ein eigenes Automobil haben kann.“ Mit dem „Jedermann“ hat es, wie nicht weiter auseinanderzusetzen zu werden braucht, natürlich einen kleinen Haken; der Fabrikant denkt dabei an Leute, die immerhin über einiges Kapital oder größere Einkünfte verfügen, sagen wir also einmal: die oberen Schichten der Mittelklasse. Aber wenn man auch nur diesen ein bis dahin wesentlich als Luxusgefährat für sehr reiche Familien oder als Geschäftsinstrument für sehr große Geschäfte gehaltenes Vehikel zugänglich machen will, dann muß der Kraftwagen nicht nur billig, von einfacher Konstruktion und ganz leicht zu bedienen sein, sondern es muß namentlich auch die Voraussetzung erfüllt sein, daß man Erziele überall im Lande ohne Schwierigkeiten erhalten und selbst einfügen kann. Beim Automobil muß sich also die Geschichte der Geschäftsorganisation wiederholen, die wir beim Zweirad schon einmal durchlebt haben. Auch das Rad wurde erst dann wirklich vollstündlich, als sich der Preis auf eine vernünftige Höhe einstellte, als sich die Fabrikanten auf gewisse normale Maße für bestimmte Teile geeinigt hatten und als man

sicher sein konnte, Erziele auch auf den Fahrten in abgelegenen Gegenden zu finden. Ford hat das für seine verhältnismäßig sehr wohlfeilen Kraftwagen schon beinahe durchgesetzt; in seiner Fabrik werden im Durchschnitt in der Stunde 90, das heißt im Tage mit drei achttündigen Wechselfchichten rund 2000 Wagen hergestellt, werden aber auch abgesetzt. (Vergl. die genauen Angaben in Eberlybods Magazine, 1914, Nr. 176.) Was das in einem Lande mit einem noch ganz weitmaschigen Eisenbahnnetz, mit ausgedehnten, unerischlossenen Länderjreden, mit lürglichen Verbindungswegen bedeutet, kann man kaum überschätzen. Die Hauptabnehmer der Fordischen Automobile sind die Farmer. Bis jetzt noch zum Teil vom Weltverkehr beinahe ganz abgeschnitten, treten sie nunmehr mit dem rasch pulsierenden Leben der nachbarlichen Provinzstädte und mit dem reizenden Gewoge der Großstädte in direkte Beziehung. Das kann nicht ohne gesellschaftliche Folgen für die Nation bleiben. Der Einfluß der geschäftlichen Organisation einer Automobilfabrik wird sich in mannigfaltiger Weise bemerkbar machen.

Was geschäftliche Organisation bedeutet, kann man vielleicht am besten an einzelne Welthandelsartikeln erkennen, von denen wir ja auch in Deutschland einige haben. Ich erinnere des Beispiels wegen an das Odol-Mundwasser, das in der Dresdener Fabrik von Lingner hergestellt wird und den Fabrikanten im Verkauf von zwei Jahrzehnten zum reichsten Manne Sachsens gemacht hat. Odol ist nach meinem Urteil nicht besser und nicht schlechter als viele andere Mundwässer. Aber eine in ihrer Art imposante Reklame und eine vorzügliche Verkaufsorganisation haben ihm den Erfolg gebracht. Odol kann man tatsächlich auf der ganzen Welt kaufen; in Peking ist es ebenso sicher zu haben wie in den Stores einsamer Goldgräber in Alaska, in Südafrika wie in den Andenstädten Perus. Es wäre wahrlich nicht zu verwundern, wenn den neugeborenen Albanierkönig bei seinem Einzug in Durazzo neben der Ankündigung des unvermeidlichen Ninos und den nützlichen Insektenpulvers auch ein Odolplakat in seiner „Hauptstadt“ begrüßt und die Gefühle des Heimwehs in ihm ausgelöst haben würde.

Einen zweiten ähnlich verbreiteten Artikel produzieren wir in in Deutschland wohl kaum, es sei denn man dünke an die Bleistifte, mit denen wir allerdings einen sehr großen Teil des Weltmarktes versorgen, ohne daß indessen eine ebenso laute Reklame dafür gemacht würde. England hat schon mehr Weltmarken, so z. B. Pears Seife und Beachams Rollen, die mit unerwünschter Sorgfalt immer aufs neue angekündigt werden, zum Teil so aufdringlich, daß der Reisende, der während eines Tages in der Eisenbahn dreihundertmal die Versicherung entgegennehmen mußte, Pears Seife sei wirklich die allerbeste, auch nachts noch durch aufgeregte Träume gepeinigt wird, in denen die schwarzen Seifenfugeln eine grausame Rolle spielen.

Pear und Beacham in allen Ehren, aber ich glaube, daß sie in den letzten Jahren den ersten Platz unter den Reklamemachern an den Amerikaner King Camp Gillette, den Fabrikanten eines Rasierapparates abtreten mußten. Jeder hartbewachsene, stoppelhaarige Mann, der die Unschmählichkeiten des Rasierapparates einmal gelostet hat, preist Gillette als einen Wohltäter des Menschengeschlechts. Aber am lauteften preist Gillette sich doch selbst. Nicht mit Unrecht scheint er das für sicherer als fremdliche Empfehlungen seiner Kunden zu halten. Den schon vor ihm bekannten Rasierapparaten, die den altertümlichen Barbier überflüssig machten, fügte Gillette etwas Neues hinzu, nämlich die leichte und leicht auswechselbare biegsame Klinge, die man nach Abnutzung einfach wegwerfen kann. Aber nicht die neue Erfindung, sondern die Art ihrer nachdrücklichen Empfehlung und die Verkaufsorganisation haben seine geschäftlichen Erfolge begründet. Wenn ihm heute nachgesagt wird, daß er zu den Rabobs von Boston gehöre, dann müssen diese Erfolge wahrlich nicht klein gewesen sein.

Gillette hat sich aber nicht damit begnügt, durch seine Fabrikation und seinen Handel einen Haufen Geld zusammenzubringen, sondern hat sich in seiner Art zu einem Gesellschaftskritiker und Wirtschaftsreformer entwickelt. Wenn er sich heute einen Titel belegt, so nicht den des Erfinders eines Rasierapparates, sondern den folgenden:

„Discoverer of the Principles and Inventor of the System of „World Corporation“
d. h. „Entdecker der Grundsätze und Erfinder des Systems der Welt-Aktiengesellschaft“.

Die Anfänge seines Nachdenkens über die Schäden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung reichen lange zurück, und schon vor 20 Jahren veröffentlichte er ein nicht uninteressantes Buch über die Entwicklungstendenzen der menschlichen Gesellschaft, dem er später andere folgen ließ, von denen namentlich das abschließende: „World Corporation“ von 1910 als ein Beitrag zur Geistesgeschichte amerikanischer Millionäre Interesse erweckt. Es fällt darin manch scharfes und scharfgeprägtes Urteil über die ökonomischen und sozialen Mißstände unserer Zeit, die er allerdings ein tieferes Verständnis dafür zu belunden. Offenbar haben seine eigenen geschäftlichen Erfolge sein Selbstbewußtsein sehr gestärkt und in ihm den Gedanken erweckt, er sei zum Erlöser der Welt vom kapitalistischen Uebel be-

rufen. Da er sein Geschäft durch planmäßige Organisation in die Höhe gebracht hat, so liegt ihm der Gedanke nahe, daß sich auch das Werk der Menschbefreiung auf eine verhältnismäßig einfache organisatorische Aufgabe reduzieren lasse. Die kapitalistische Ueberlegenheit großer kombinierter Unternehmungen über vereinzelte und miteinander konkurrierende Privatbetriebe leuchtet einem in dem Lande der Mammultruis leicht ein. Davon geht Gillette aus: er sieht in den großen Gesellschaften, deren unerwünschte Folgen er für vorübergehend hält, die Vorboten einer anderen wirtschaftlichen Ordnung, die dann verwirklicht sein wird, wenn sich über allen den bestehenden Aktiengesellschaften, Trusts, Privatbetrieben usw. die „Welt-Aktiengesellschaft“ erhebt. Sie besteht übrigens schon und ist in dem Staat Arizona in die Register eingetragen. Ihre Anteile sind zu einem Dollar das Stück (auch in Vielheiten von Dollars) käuflich, werden nur gegen Bareinzahlung abgegeben und dienen dazu, in erster Linie Aktien und Obligationen anderer Gesellschaften, dann aber auch Hypotheken, Land, Häuser und Produktionsmittel aufzukaufen. Einen sicheren Gewinn verspricht sich ihr Schöpfer für die Aktionäre aus dem Umstande, daß niemals alle Gewerbebezweige, jedenfalls niemals gleichzeitig alle in allen Ländern, Not leiden, sondern daß sich immer ein durchschnittlich ziemlich hoher Gesamtgewinn ergeben wird. Wenn alles käufliche Eigentum in der Welt gegen Anteile der „Welt-Aktiengesellschaft“ aufgetauft worden ist, dann hört die Dividendenzahlung dieser Gesellschaft auf, sie verwendet ihren Gewinn nur noch zum Rückkauf ihrer eigenen Anteile, und zwar zum Nennwert — alles kapitalistische Eigentum ist damit in Gemeineigentum übergegangen. So führt, wie Gillette sagt, die „Welt-Aktiengesellschaft“ uns zu einer neuen Zivilisation, neu in ihrer wirtschaftlichen Grundlage und in ihrem geistigen Ueberbau. Das Menschengeschlecht wird einen ungeahnten Aufschwung nehmen, einen Aufschwung, den wir jetzt nicht einmal begreifen können. An einigen Stellen der Welt wird man, wenn einmal die Organisation des Weltalls auf dieser neuen Grundlage vollzogen ist, in gewaltigen Betrieben die Dinge herstellen, die zur Bedürfnisbefriedigung dienen, denn es kommt darauf an, die Produktion rationell zu gestalten, was bei der Ausschaltung der unsinnig kostspieligen Konkurrenz leicht möglich ist. Während wir etwa am Niagarafall zur Ausnützung der gewaltigen und unerschöpflichen Naturkräfte dort eine Metropolis errichten, in der 100 Millionen Menschen ihr Unterkommen finden, um unter den denkbar günstigsten Arbeitsverhältnissen den größten Teil des Bedarfs für die ganze Welt herzustellen, können wir alle anderen, dann von der Industrie befreiten Städte der Welt zu herrlichen Städten der Erhöhung und Bildung umschaffen. Der Tag der Freiheit und wirtschaftlichen Gleichheit leuchtet im ewigen Glanz auf das Menschengeschlecht hernieder — das goldene Zeitalter ist angebrochen, von dem so viele Dichter gesungen, so manche Geschlechter schon geträumt haben.

In der Ausmalung dieser Utopie, auf deren Kritik wir wohl verzichten können, findet Gillette manches treffende Wort — hinter dem ekkastischen Träumen erkennt man immer wieder den welterfahrenen Geschäftsmann. Das gerade gibt jene eigenartige Mischung, die dem aufmerksamen Beobachter amerikanischen Lebens so oft auffällt: kalter, bis zur Unbarmherzigkeit gesteigerter Geschäftssinn, daneben eine puritanische Lebensführung; eine hastige Art Geld zu machen, Geld um jeden Preis, und dabei die Neigung, große Summen für allgemeine Zwecke zu spenden; nüchternster Sinneninn und zügellose Utopisterei. Wenn eines Shakespeares Griffel uns diese Menschen, seltsame Erzeugnisse einer merkwürdig zerrissenen und verworrenen Umwelt, zeichnen könnte!

Kleines Feuilleton.

Die Schlitter in den Hochvogesen. Durch die Vogesen geht Rauchen und Singen. Von den goldbetupften Wiesen, über die das junge Laub in grünen Kastaden rieselt, bis zu den höchsten Almen tönt das Lied des Frühlings. Die Sonne liegt dick auf den felsigen Gipfeln und lockt blühendes Leben aus den verborgensten Winkeln. Da rührt und regt es sich allerorts im herrlichen W a s g a u. Die Messer ziehen mit Rufen und Geräten auf die Berge, und in den dunklen Tiefen des Waldes blinkt die Axt der Schlitter. Mit dem Frühling beginnt wieder ihr rauhes Tagwerk. Im Wald liegen die gefällten Bäume und tragen in den wuchtigen Stämmen noch die braun umranderten Totenscheine.

Und jetzt, im Frühling, werden die Stämme geschält, gesägt, behauen: und dann setzt die eigentliche Arbeit der „Schlitter“ ein, die die Holzmassen von den abgelegenen, oft ungangbaren Höhen auf den „Schlittwegen“ zu den Holzhöfen und Sägemühlen drunten im Tal befördern müssen. Die Bahn, die einer horizontal liegenden, sorgsam zusammengefüzten Leiter gleicht, zieht sich über meilenweite Strecken hin, über reizende Bäche, an Schluchten und Abgründen vorbei, durch tiefen Wald, um endlich unter blühenden Wiesen auf dem Holzhof auszulassen. Die Schlitter seien selbst den Schlittweg zu stämmen; schwere Stämme, in denen in regelmäßigen Zwischenräumen Querbölder eingerammt sind, müssen mit

Flößen in dem Boden befestigt werden. Auch ihr Fahrzeug, das einem großen Rodelschlitten ähnlich sieht, bauen sie sich meist selbst. Born zwischen den hörnerartig aufsteigenden Rufen sitzt der Schlittenfahrer, der den schwerbeladenen Schlitten talabwärts lenkt.

Ein harter Kampf beginnt zwischen der turmhohen Holzlast, die in beschleunigter Geschwindigkeit nach abwärts strebt, und dem Mann, der sie zurückhält. Die Füße stemmen sich fest an die Querbölder der Bahn — gewaltsam preßt sich der Rücken gegen die Holzmassen, um das Gefährte zu meistern. Das leiseste Ausrutschen des Fußes auf der Querleiste, ein Fehltritt bei steilen Abhängen und schroffen Kurven bedeuten den Tod des Schlitters. Er wird jäh gegen Felsen geschleudert oder gerät unter den Schlitten und wird zermalmt.

So gehört das Gewerbe des Schlitters zu den schwersten und gefährlichsten, die es gibt. Manah ein stilles, Anemonen umblühtes Kreuz im Walde erinnert den Wanderer an die Opfer dieser mühseligen Arbeit. Aber nach der drängigsten Talsfahrt kommt immer wieder das Vergauwandern: da weicht die Sorge von den harten Gesichtern. Die Peise im Munde, den Schlitten über dem Rücken steigen die Schlitter auf dem steilen Pfad zur Höhe, wo sie eine kurze Mittagskraft halten und in einem großen Topf ihre Kartoffelsuppe mit Speck und Brot kochen. Am Abend kehren sie dann in die Hütten ein, die ihnen zwischen Felsen und Baumstämmen als primitives Obdach dienen. Durch die niedrige Tür kann ein Mann nur tief gebückt gehen. An den Wänden laufen Holzbretter, auf denen die Schlitter, ohne sich auszuleiden, wie die Tiere in ihren Felzen schlafen.

Naturwissenschaftliches.

Tierbücher. Auf dem neuerdings erschienenen Tierbuch von Braek „Tiere unserer Heimat“ ist ein junger Vogel abgebildet, in allem, in Haltung, Stupidität, Klauenstellung, melancholisch herabgezogenem Mundwinkel und der maseriert feinen „Federzeichnung“ so lebenswahr und echt, so ganz „Gelschnabel“, daß man überrascht ist, wenn man entdeckt, daß das keine Photographie oder so was ist. Das kündigt eine gute Illustration des Buches an, und spannt die Erwartungen. Die Illustration ist ja eine so wichtige, fast eine Lebensfrage des modernen Buches geworden, ein Buch ohne Illustration ist überhaupt kein Buch mehr. Ja, der kleine Gelschnabel spannt die Erwartungen und sie werden auch durchweg voll befriedigt. Da sieht man das junge, von den Flecken des „Kinderkleides“ übersprenkelte Rothirshalb sich mollig mitten in der Unberührtheit des Waldes in sein Lager schmiegen — naturgetreu gefnispi! — sieht die Misteldrossel an ihrem Nest vor den wahnsinnig weit aufgerissenen Hälsen ihrer staumigen Schreihälse auf irgendeine Gefahr lauschen; man belauscht in der prachtvollsten Photographie den schlafigen Filou, den Hamster, den Zusammenhamsterer, — den Korndieb — und man sieht es ihm noch im Wilde an, er hält jeden Leser für einen Bauern, der für ihn gesät hat, der für ihn den Knüttel zum Lotischlagen hinter sich auf dem Rücken hält. Aber andere Bilder — diesmal hauptsächlich Zeichnungen — lassen doch zu wünschen übrig: solche winterliche Vogelgesellschaft im Schnee ist nicht echt, und solch ein Wieselfchen erinnert fast an das „Wieselfchen“ im Schauspielhaus — das Wieselfchen nach dem Geschmack gewisser Leute.

Ueber den Text brauchte man bei Braek eigentlich kein Wort zu verlieren — aber weil diese reizenden lebendigen Gesichtern zu empfehlen sind für jeden, sei doch ein Wort darüber verloren. Wer hat schon mal einen Harzer Roller gesehen, einen goldgelben Harzer Roller, der in — Tinte gebadet hatte? Wer ihn sehen will, wer sich tottachen will — wenn auch nicht mausetot — der lese auf Seite — na, ich weiß es nicht mehr. Also der lese nur in — aber, bei Gott, da bin ich schon in das zweite, im gleichen Callweyschen Verlag herausgekommene Vogelbuch von Braek hineingeraten. Ja, auch das ist ein sehr nettes Buch — es ist ein Buch, wenn es auch nur eine einzige Illustration hat. Eine Titelillustration — ein paar sich lagbalgende löstliche Schnepfen von W. Klemm. Man kann in diesem Buch erfahren, wie es Vogelwester aus Fischgräten geben kann, wie die Vögel Liebeslieder ohne Worte kennen, wie die Möwe erschaffen wurde, wie das Familienleben eines Dompfaffen sich abspielt, wie ein „gelernter“ Gimpel sich betrugt, wie unsere Drosseln in Dresden beliebt sind — ich meine, wie unbeliebt — ich als Berliner verstehe so etwas nicht. Ich habe als kleiner Bürsch für die Drossel geschwärmt, wenn sie nebenan im glühenden Juniabendhimmel auf dem himmelhohen Birnbaum schlug, und ich habe als Berliner Schriftstellerchen für die Drosseln geschwärmt, die von meiner schönen Nachbarin für Raben gehalten wurden.

Das muß man dem Herrn Braek lassen, er hat einen liebenswürdigen Humor, auch wenn er nicht beschreißt, wenn ein Harzer goldgelber Kanarienvogel in Tinte badet. Ich will gar nichts von seiner Wissenschaftlichkeit sagen — es gibt allerdings Wissenschaftler, die mit sehr ernster Miene behaupten, Humor und Wissenschaft vertragen sich nicht miteinander, ebenso wie sich Wissenschaft nicht mit einer brillanten oder soll ich sagen brillierenden Darstellung verträge. Wer aufsehen will, wie liebenswürdig sich all das verträgt, der nehme nur jedes der Büchlehen zur Hand und tue etwas mehr, als „darin blättern“.

A. R.